GRIT POPPE

MAUER DES SCHWEIGENS

Kriminal-
roman

DIE AKTE LEIPZIG

ullstein

ullstein

GRIT POPPE, geboren 1964 in Boltenhagen, studierte am Literaturinstitut in Leipzig und arbeitet als freiberufliche Autorin. Ihr Jugendroman *Weggesperrt* wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Gustav-Heinemann-Friedenspreis für Kinder- und Jugendbücher. Für den Jugendroman *Verraten* erhielt sie den Deutsch-Französischen Jugendliteraturpreis. Sie lebt in Potsdam.

Von Grit Poppe ist in unserem Haus erschienen:
Rabenkinder

Zusammen mit Niklas Poppe:
Die Weggesperrten. Umerziehung in der DDR - Schicksale von Kindern und Jugendlichen

GRIT POPPE

MAUER DES SCHWEIGENS

Kriminalroman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

MIX
Papier
FSC® C021394

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Januar 2025
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2025
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München
Titelabbildung: © www.buerosued.de (Landschaft), Personen: Arcangel Images / © Evgeniia Tankova
Gesetzt aus der Quadraat powered by *pepyrus*
Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen
ISBN 978-3-548-06913-5

TEIL EINS

1

Die Kreide rieselte in feinem Staub auf ihre frisch geputzten Schuhe, während Ina Reinhardt die Sechser-Malfolge für die dritte Klasse an die Tafel schrieb. Sie hörte hinter sich das Rascheln von Papier, das Flüstern eines Kindes, dann war es still.

Die Lehrerin drehte sich um und lächelte. Sie hatte sich ein bestimmtes Lächeln angewöhnt, um den Schülern zu begegnen. Ein sehr schmales, dünnes Lächeln, brüchig wie Eis. *Komm zu mir, wenn du magst, aber komm mir nicht zu nahe*, hieß es. Nicht, dass sie sich vor den Kindern fürchtete. Es ging um den Respekt, den sie sich täglich neu verschaffen musste. Gerade in diesen Zeiten des Umbruchs und der allgemeinen Verunsicherung, der – wie sie es empfand – Unordnung und des Chaos.

Sie wusste nicht, was die Zukunft bringen und ob sie ihren Job behalten würde. Es sah nicht danach aus. Der neue Direktor, der stets glatt rasiert in die Schule kam, hatte ihr und ihren Kolleginnen und Kollegen »mit großem Bedauern« eröffnet, dass bis zum Ende des Jahres 1991 Entlassungen erfolgen würden. Nicht nur in dieser Polytechnischen Oberschule, in ganz Leipzig. Die Zahl 7.000 fiel. 7.000 Lehrerinnen und Lehrer allein in Leipzig. Aber es werde »Einzelfallprüfungen« geben, und er persönlich würde sich selbstverständlich für den Erhalt jeder einzelnen Arbeitsstelle einsetzen.

Ina Reinhardt gab nichts auf diese vollmundigen Versprechungen. Der neue Direktor kannte sie ja kaum richtig. Und in ihrer Kaderakte stand, dass sie nach einem entsprechenden Studium als Freundschaftspionierleiterin eingestellt worden war. Auch wenn sie von Beginn an lieber in der Unterstufe unterrichtete, hatte sie ihre politische Funktion erfüllt, gewissenhaft, für die SED, für den Staat DDR. Sie hätte sich nicht träumen lassen, dass ihr gerade das mal auf die Füße fallen würde.

Die Mädchen und Jungen schrieben die Aufgaben mechanisch in ihre Hefte. Sie konzentrierten sich auf die Tafel und schauten an der Lehrerin vorbei. Nur Elsa schrieb wieder einmal nicht. Sie hockte teilnahmslos auf ihrem Platz in der mittleren Reihe und starrte sie an.

»Elsa, hast du eine Frage?« Die Lehrerin veränderte ihren Gesichtsausdruck nicht; sie wollte weder freundlicher zu Elsa sein als zu den anderen Kindern noch unfreundlicher.

Elsa schüttelte den Kopf.

»Warum schreibst du dann nicht?«

Das Kind zuckte mit den Schultern und murmelte etwas. Die Lehrerin verstand nur das Wort »vergessen«.

»Hast du deinen Füller vergessen?« Sie wischte sich mit der Kreide in der Hand eine Strähne aus dem Gesicht. Die Kreide legte sie selten beiseite. Der Staub auf ihrer Haut beruhigte sie: Sie war die Lehrerin, sie gehörte hierher. Die Schülerinnen und Schüler hatten ihren Anweisungen zu folgen, auch Elsa.

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Hast du dein Heft vergessen?« Ihre Stimme blieb ruhig. Die Kinder schrieben. Nur zwei oder drei von ihnen hoben die Köpfe und blickten neugierig zu ihrer Mitschülerin.

»Nicht das Heft«, antwortete das Kind leise.

»So. Also nicht das Heft. Was dann?«

Elsa schwieg. Sie zog ihre Unterlippe zwischen die Zähne.

»Was *dann*?«

»Meinen Schulranzen.«

Die Lehrerin schluckte. Elsa vergaß oft etwas. Mal die Federtasche, mal ein Buch. Die Hausaufgaben sowieso. Aber ohne Schulranzen in die Schule zu gehen, dazu gehörte schon einiges an Kopflosigkeit. Es lag bei diesem Kind jedoch nicht an mangelnder Intelligenz, das wusste Ina. Sie war ein durchschnittlich begabtes Mädchen; es schien allerdings so, als lebte sie in ihrer eigenen Welt, als sei sie eines dieser Kinder, die sich verträumt und unaufmerksam treiben ließen; die am Nachmittag nicht mehr wussten, wo sie am Morgen ihr Fahrrad abgestellt hatten.

»Dann komm bitte nach vorn, und löse die Aufgaben an der Tafel.« Ihre Stimme klang jetzt streng, fremd, verärgert; das Lächeln verrutschte seltsam. Sie nahm sich vor, in der Pause mit dem Kind zu reden.

Sie wollte es nicht vor der Klasse demütigen. Sie wollte es *auf keinen Fall* demütigen. Ina musste auf der Hut sein; auf der Hut vor den Fallen ihres Berufes. Es gab viele Fallen und viele Fallensteller. Die Kollegen, die Kinder, der Direktor, die Eltern …

Immer häufiger und ungenierter hörte sie ihren Spitznamen, den ihr die älteren Schüler gaben. Vor ein paar Tagen verbot sie einem Jungen das Rauchen auf dem Schulhof; er schnipste die Kippe in hohem Bogen durch die Luft, so dicht an ihr vorbei, dass der Rauch ihr in die Nase stieg. Sie trat die Glut aus, eher instinktiv als absichtlich, und der Junge murmelte etwas. Sie tat, als hätte sie ihn nicht verstanden, und drehte ihm den Rücken zu.

Er sagte es noch einmal, leise, gehässig: »*Narbengesicht*.«

Sie ließ sich nicht provozieren, ging steif weiter. *Narbengesicht*. Dabei sah man ihre Narben kaum noch. Nur bei genauem Hin-

schauen erkannte man die auf der Wange und die winzige unter ihrem Kinn.

Seit der Wende wurden die Schüler aufsässiger, ließen sich von ihr, der ehemaligen Pionierleiterin, kaum noch etwas sagen, wehrten Ermahnungen mit höhnischem Gelächter ab. Aber natürlich gab es auch erfreuliche Tage, hilfsbereite Kollegen und nette Schüler.

Die Schule genoss einen verhältnismäßig guten Ruf: Sie lag verkehrsgünstig, bot ein vergleichsweise preiswertes Mittagessen, die Wände waren erst kürzlich in hellen grüngelben Farben gestrichen worden. Lehrer, Eltern und Schüler hatten bei der Umgestaltung der Schule mitgeholfen. Eine neue Zeit begann. Ernst Thälmann hatte ausgedient. Sie musste nicht mehr darauf achten, dass die immer gleich aussehenden Wandzeitungen über den Arbeiterführer gerade hingen, oder darauf, dass das Thälmann-Foto wieder mal staatsfeindlich verunstaltet wurde – ein durchaus beliebter Sport unter den Jugendlichen. Die Wandzeitungen waren abgeschafft worden, die sozialistischen Parolen waren verschwunden, als hätte es sie nie gegeben, der Fahnenappell fand nicht mehr statt, es gab keine Pioniere und FDJler mehr. Sie war jetzt nur noch eine ganz normale Lehrerin.

»Komm bitte an die Tafel, Kind. Worauf wartest du?«

Elsa erhob sich immerhin. »Ich kann nicht«, sagte sie.

Ina fühlte die Kreide in ihrer Hand schmierig werden. Sie hatte nicht wenig Lust, sie dem Kind an den Kopf zu werfen. Mit Kreide zu werfen war nicht unüblich gewesen. Die Schüler kannten das und lachten meist, wenn das Stück durch den Raum flog. Aber sie befand sich in der Zeit der Überprüfung. Sie durfte sich keinen Fauxpas mehr leisten. Mit 36 würde sie nicht so ohne Weiteres einen neuen Job bekommen, keinen, der ihr gefiel, jedenfalls.

»Jetzt komm her. Stell dich nicht so an«, sagte sie leise. »Hast du mich gehört?«

»Ja, Frau …« Offenbar kam das Kind nicht auf ihren Namen. Es schob sich langsam an der Schulbank entlang.

Ina wandte sich der Tafel zu und schrieb die Zusatzaufgabe auf die olivgrüne Fläche. Unruhe breitete sich in der Klasse aus, jemand unterdrückte ein Kichern, und das Tuscheln hörte auch nicht auf, als sie sich wieder umdrehte.

Elsa stand dicht neben ihr und sah zu ihr hoch. In ihren kieselsteingrauen Augen lag ein Lauern. Sie hielt die Hand ausgestreckt, als erwarte sie Schläge mit einem Rohrstock. »Darf ich die Kreide bitte?«, fragte sie.

Die Lehrerin erschrak leicht vor den Worten und der fordernden Hand. »Natürlich«, sagte sie hastig. Das Gewisper und Geflüster in der Klasse hatte noch zugenommen, und schließlich, als sie ihre Kreide an das Kind weitergab, erkannte sie den Grund. Elsa trug weder Schuhe noch Strümpfe; sie stand barfuß vor ihr.

»Aber, Mädchen!«, entfuhr es ihr. Es war Ende März, manchmal herrschte noch Frost in der Nacht, und es war nicht besonders warm im Klassenzimmer. »Wo sind deine …« Sie deutete stumm hinab, als wäre das Wort »Schuhe« angesichts der nackten Tatsachen etwas Unaussprechliches.

»Vergessen«, murmelte Elsa. Sie wandte sich der Tafel zu und begann zu schreiben.

Ina sagte nichts. Sie starrte auf die schmutzigen Zehen, auf die Hacken, die rot aussahen, wie wund gescheuert. Irgendetwas stimmte hier nicht. Sie musste auf der Hut sein. Sie durfte sich nicht nachsagen lassen, sie hätte die Zeichen übersehen.

Das Quietschen an der Tafel hörte auf. Es war merkwürdig still in der Klasse geworden. Trotzdem sammelte sie zwei Stifte ein, die im Weg lagen, und reichte sie dem pausbäckigen Jungen, dem

sie gehörten. Alles war in Ordnung. Sie hatte alles im Griff. Für jedes Problem gab es eine Lösung. Auf beinahe jede Frage konnte auch eine Antwort gefunden werden.

Sie hob den Blick.

Elsa stand barfüßig und breitbeinig da, den Kopf erhoben, die Fäuste in die Hüften gestemmt. Die Kreide klemmte wie eine weiße Zigarre zwischen ihren Lippen. An der Tafel ballte sich der pure Unsinn. Elsa hatte hinter jede Aufgabe dieselbe Zahl geschrieben. Seltsame Zeichen und Fratzen leisteten der Zahl Gesellschaft.

Ina betrachtete das Bild nicht ohne Faszination: die Ziffer 666, unbeholfen gemalte Pentagramme, Grimassen mit langen Zähnen, mit Hörnern oder spitzen Ohren – so genau war es nicht zu erkennen – wirkten in diesem Zimmer so deplatziert, als hätte sich jemand auf dem Lehrertisch übergeben. Elsa schien unbeteiligt, ihre grauen Augen, ihr schmales, blasses Gesicht verriet weder Genugtuung noch Furcht. Sie stand einfach nur da.

Ina ging langsam auf Elsa zu, die jetzt nicht mehr so selbstsicher aussah, die ihre Arme hängen ließ und auf ihre nackten Füße starrte. Ina riss ihr das Stück Kreide aus dem Mund. »Wisch das ab«, sagte sie und drückte ihr einen Schwamm in die Hand.

Einen Moment betrachtete Elsa den Schwamm, als wüsste sie nicht, wozu der gut sein sollte.

Das ist ein Hilferuf, dachte Ina, während sie zusah, wie ihre Schülerin eine Fratze nach der anderen, eine Ziffer nach der anderen von der Tafel löschte.

Das Kind braucht Hilfe. *Deine* Hilfe.

»Na schön, pass auf«, sagte Ina nervös. »Du gehst jetzt zum Hausmeister und bittest ihn um ein Paar Schuhe, Turnschuhe oder … Schau einfach, was er hat. Er kümmert sich um die Sachen, die liegen bleiben, verstehst du? Sag ihm, dass ich dich schi-

cke ... Und warte einfach da auf mich. Ich hole dich dort ab. Ist deine Mutter zu Hause?«

»Weiß nicht«, nuschelte Elsa. Sie kaute wieder auf ihrer Strähne.

Ina schaute auf die Armbanduhr. »Hast du alles verstanden?«

Elsa nickte, ohne sie anzusehen.

Ina dachte daran, dem Mädchen durch das dünne blonde Haar zu streichen, ein paar tröstende Worte zu sagen, aber sie ließ es. Niemanden bevorzugen. Die Zeichen erkennen. Auf schwierige Situationen reagieren. Das Problem lösen. Aber niemanden bevorzugen.

Elsa trug graue Turnschuhe, als sie über den Parkplatz vor dem Schulgelände liefen. Wie selbstverständlich gingen sie nebeneinanderher. Ein paar Erstklässler, die an der Bushaltestelle standen, winkten ihr zu, und sie winkte zurück. Sie fühlte sich gut in ihrer Haut. Sie wurde gebraucht, sie *tat* etwas. Vielleicht würde man sie doch nicht entlassen, wenn sie sich einbrachte, wenn sie ihre private Zeit opferte.

Zu Hause wartete niemand auf sie. Der Mann, den sie liebte, hatte sich vor Kurzem von ihr getrennt. Ohne Vorwarnung, von einem Tag auf den anderen. Er war verheiratet, Vater eines halbwüchsigen Sohnes, seine Frau erwartete das zweite Kind. Vielleicht war diese angeblich ungewollte Schwangerschaft der Grund für den Bruch. Sie wusste es nicht. Anfangs hatte sie versucht, es herauszubekommen, ihn eventuell umzustimmen. Dann rief sie ihn nicht mehr an. Aus, vorbei, tot. Sie fühlte sich manchmal leer, das schon. Ihre Haut fühlte sich leer an, ihr Herz, ihr Kopf. Aber sie gehörte jetzt wieder sich selbst. Niemandem sonst. Sie fühlte sich leicht, erleichtert. Keine heimlichen Treffen. Kein Hoffen, kein Warten auf einen Anruf, auf seine schnarrende Stimme am

Telefon. Seine Stimme schnarrte manchmal, wenn er getrunken hatte, wenn er sie wollte und nicht haben konnte. Sie musste keinen teuren Wein mehr kaufen. Sie kaufte jetzt Billigwein in Tetrapaks. Nicht weil es billiger war, sondern weil er es verabscheute, wenn sie solchen Fusel trank.

Narbengesicht. Manchmal begannen die Spuren in ihrem Gesicht zu jucken oder zu brennen. Wenn das Wetter umschwang oder der Vollmond sie nicht schlafen ließ.

Ihr Liebhaber hatte sie nie nach den Narben gefragt. Sie war darauf gefasst gewesen, sie malte sich das Gespräch aus: »*Ein Unfall, ja …?*«

»*Nein, kein Unfall. Oder doch … Man könnte es so nennen … Man könnte Unfall dazu sagen.*« Aber er war zu taktvoll oder zu gleichgültig, um nachzuforschen.

Ihr Magen knurrte. Sie klimperte mit dem Schlüssel, als könne das eine Geräusch das andere vertreiben. Sie schloss den Wagen auf, einen gebrauchten Golf, den sie sich vor ein paar Monaten geleistet hatte, und nahm einen Apfel aus ihrer Handtasche.

Elsa öffnete die Tür mit einem kräftigen Ruck, sie schien es nicht gewöhnt, Autotüren zu öffnen. Sie setzte sich, ohne zu fragen, auf den Beifahrersitz und schaute sich neugierig um. Ihr Blick blieb an dem Apfel ihrer Lehrerin hängen.

»Möchtest du ein Stück? Ja, schon klar …« Ina seufzte und kramte ein Klappmesser aus ihrer Tasche. »Wir teilen ihn, okay?« In ihrem Magen brodelte es, aber sie achtete nicht darauf.

»Darf ich?«, fragte Elsa. Sie hielt ihre Hand auf, wie im Unterricht, als sie die Kreide verlangte, und sah wartend zu ihr hoch.

Ina zögerte. Sie fühlte den Blick des Kindes wie eine Berührung. »Schnall dich erst an«, sagte sie.

Das Kind gehorchte. Es hantierte eine Weile mit dem Gurt herum, machte Ina mit einer Handbewegung klar, dass es sich

nicht helfen lassen wollte. Die Lehrerin nickte dem Mädchen zu und schaltete das Radio ein. Ein Radiosprecher berichtete von der Situation in Ostdeutschland, der zunehmenden Arbeitslosigkeit und von Protesten vor der Treuhandanstalt in Berlin. Für den Sommer wurden drei bis vier Millionen Arbeitslose prognostiziert, und die SPD forderte von Bundeskanzler Helmut Kohl, dass er seinen Osterurlaub abbrechen solle. Kohl selbst sprach von »Übergangserscheinungen eines totalitären Regimes, das bankrottgegangen ist«. Ina seufzte. Wie lange würde dieser Übergang dauern, und wohin mochte er führen? Und was sollte es nützen, wenn der Bundeskanzler seinen Urlaub abbrach? In Sachsen gab es leider keine richtigen Osterferien, aber immerhin ein paar freie Tage. Was sollte sie bloß anstellen in dieser Zeit? Etwa Eier auspusten? Das miese Wetter lud noch nicht mal zu einem Spaziergang ein.

Die Stimme im Radio sprach jetzt von Verhaftungen: Hochrangige Stasi-Offiziere wurden festgenommen, weil sie die Rote Armee Fraktion militärisch ausgebildet und bei Terroranschlägen unterstützt haben sollten.

Sie dachte kurz über die Beschuldigung *Beihilfe zum Mord* nach, die der Reporter erwähnte, drehte an dem Knopf, bis Musik erklang, reichte dem Kind, das endlich angeschnallt war, Messer und Frucht und fuhr los.

Statt in zwei Hälften schnitt Elsa den Apfel sorgfältig in kleine Spalten und legte sie auf das Armaturenbrett.

Die Lehrerin nahm ein Stück und schob es sich in den Mund. Elsa schien mehr am Schneiden interessiert als am Essen. Vielleicht war es ja ein Fehler, einer möglicherweise gestörten Achtjährigen ein Messer zu überlassen? Ina dachte an die Zeichen, die das Kind an die Tafel gemalt hatte. Schaute sie nur schlechte Filme?

Elsa bot ihr ein aufgespießtes Obststück an.

Ina nahm es von der Messerspitze herunter. Von dem wenigen Essen schien sie nur hungriger zu werden. »Klapp das Messer jetzt mal zu«, sagte sie.

Elsa stach die Klinge in das überflüssige Kerngehäuse. Ruckartig ließ sie das Fenster herunter und warf den Apfelrest auf die Straße.

»Besser, du gibst mir jetzt das Messer …« Die nackte Klinge zeigte auf Ina.

Er hatte ihr die Waffe geschenkt. *Zu deinem Schutz*, hörte sie ihn sagen. *Zu deinem Schutz, Narbengesicht.* Natürlich nannte er sie nicht so, nie würde er so zu ihr sprechen. Er war gebildet, kultiviert, sensibel, *dieser Scheißkerl*.

»Leg das Messer beiseite, und iss ein paar Apfelstücke. Sonst esse *ich* sie alle.« Ina lachte gezwungen. *Narbengesicht*. Vielleicht hatte er sie ja deshalb verlassen. Wegen ihrer Narben?

Elsa klappte das Messer zu und steckte es in die Hosentasche. »Ich gebe es Ihnen später«, sagte sie ruhig. »Ich gebe es Ihnen später zurück.«

Die Lehrerin nickte abwesend, als wäre *sie* das Kind.

Ina fuhr jetzt schneller. Warum machte sie sich diese Mühe? Warum kutschierte sie eine ihrer Schülerinnen durch die Gegend, statt wie sonst nach Hause zu fahren? Sie wohnte im Waldstraßenviertel in einer verwinkelten Zweizimmerwohnung unter dem Dach, mit Ausblick auf die Parklandschaft des Leipziger Zoos. Im Sommer hörte sie manchmal das Trompeten der Elefanten. Die Lage der Wohnung war optimal, und sie wollte gern weiter in ihr wohnen. Allerdings war das Haus verkauft worden. Und der neue Eigentümer, der, wenn sie sich nicht irrte, aus einem Nest in Bayern stammte, gab sich alle Mühe, die alten Mieter zu vertreiben, damit er das Gründerzeithaus sanieren konnte. Genau

genommen war sie die letzte Mieterin, die sich noch gegen einen vom Eigentümer finanzierten Umzug stemmte. Stur war sie schon immer gewesen. Und sie sah nicht ein, ihr kleines Reich für ein paar Hundert D-Mark aufzugeben. Sie fühlte sich wohl in ihrer Wohnung. Und sie war nicht käuflich. Auch wenn der Vermieter ihr mal den Strom, mal das Wasser für ein paar Tage abstellte, mal ein neues Entschädigungsangebot für ihren freiwilligen Auszug in den Briefkasten warf. Sie ließ sich davon nicht aus der Ruhe bringen. Am Abend würde sie ihren Tetrapak-Fusel genießen und, falls der Strom funktionierte, irgendeinen Spielfilm schauen oder ansonsten im Licht einer Kerze die *Brigitte* lesen, für die sie ein Probeabo laufen hatte. Sie würde keine Zeit mehr damit verschwenden, an jemanden zu denken, der keine Zeit verschwendete, an sie zu denken.

Die Gegend, in die sie jetzt kamen, wirkte so trostlos, dass sie eine Gänsehaut bekam. Vom Kohlendreck graue Häuser; manche sahen leer aus, unbewohnt, verfallen, hohle Fenster, als hätte jemand die Scheiben samt Fensterkreuz herausgerissen, mit Brettern vernagelte Türen, Balkons, die mit Balken gestützt werden mussten, damit sie nicht einfach auf die Köpfe der Passanten krachten, darunter aufgespannte Netze, die die Putzbrocken auffangen sollten. Aber Passanten gab es hier nur wenige. Ein paar Kinder bewarfen sich vor einem leer stehenden Geschäft, einem ehemaligen Lebensmittelladen der HO, mit irgendetwas, vielleicht mit Steinen oder einfach nur mit Dreck. Würden sie auch auf die vorbeifahrenden Autos zielen? Vorsichtshalber warf sie einen Blick in den Rückspiegel, sah aber nur einen Wagen, der zu dicht hinter ihr fuhr. Was sollte das?

Die Straße war eine enge dunkle Gasse mit Kopfsteinpflaster. Sie ähnelte einem Tunnel. Allerdings keinem, aus dem man schnell wieder herauskam.

»Da drüben ist es.« Das Mädchen tippte an die Scheibe. »Da wohne ich.«

Sie parkten auf dem Bürgersteig und stiegen aus. Es roch nach Rauch und etwas süßlich Versengtem. Die Fassade war fleckig, graubraun; faustgroße Löcher klafften wie Wunden in dem Gemäuer. Drinnen flackerte gedämpftes Licht, wie von Kerzen oder von schwachen Glühbirnen. In der Ferne bellte ein Hund.

»Na, dann los.« Ina lächelte ihr Lehrerin-Lächeln. Es fühlte sich noch gequälter an als sonst. »Vielleicht klingeln wir und warten darauf, dass deine Mutter herauskommt?«

»Klingeln?« Elsa schüttelte verwundert den Kopf. »Wir haben keine Klingel.«

Der Geruch nach Rauch wurde stärker. Der Hund bellte wieder. Aber es klang gar nicht mehr so fern.

Elsa stemmte sich gegen das schwere rostige Tor und schob es auf. Sie drehte sich nach ihrer Lehrerin um und winkte mit zwei Fingern.

Ina folgte dem Kind. Der Boden, den sie betrat, war weich wie Moos. Er bestand nur aus Sand, welken Blättern und Sand, nichts Besonderes. Dennoch kam es ihr einen Moment so vor, als würde sie versinken. Sollte sie umkehren? Das Kind sich selbst überlassen? Zögernd warf sie einen Blick zurück zu ihrem Wagen. Ein zweites Auto schob sich langsam hinter ihren Golf. Ein Mann in dunkler Kleidung stieg aus, starrte kurz zu ihr hinüber. Eine schwarze Kapuze bedeckte sein Gesicht zur Hälfte. War das etwa der Wagen, der zu dicht aufgefahren war? Hatte er sie verfolgt? Ach, Unsinn! Sie wandte den Blick ab.

Ina würde ein paar Worte mit Elsas Mutter wechseln und dann schleunigst von hier verschwinden. Hausbesuche waren seit der Wende ohnehin nicht mehr üblich. Wozu gab es die Elternabende? Sie sackte mit dem linken Stiefel in die Erde ein und

spürte, wie Feuchtigkeit ihre Waden hinaufkroch. Kein Grund zur Sorge. Es hatte geregnet. Ein nasser, glitschiger Boden war normal. Wieder nahm sie einen süßen schwelenden Geruch wahr. Was verbrannte da? Sie spürte Übelkeit, Schwindel, etwas drehte sich in ihrem Kopf.

Was wollte sie der Frau erzählen? Dass ihre Tochter keine Schuhe trug? Dass sie Kreide in den Mund steckte? Dass sie ihre Schultasche vergaß? Genau. Deshalb war sie hier. Um einer Frau, die sie nicht kannte, Dinge zu erzählen, die diese Frau garantiert nicht hören wollte. Der Hund bellte. Das Geräusch fuhr ihr durch den Körper wie ein Stromschlag. Es klang nah, sehr nah, zu nah.

Ina blieb stehen. »Ich glaub, ich hab noch einen Termin.«

Elsa hörte sie nicht. Sie lief ein paar Schritte voraus, wandte sich um, kam zu ihr zurück und schubste sie sanft an. »Am Feuer ist es warm«, erklärte Elsa, als wollte sie Ina trösten. »Im Haus ist es kalt, aber am Feuer ist es warm.«

»So?« Ina bewegte sich nicht von der Stelle. »Aber ich … ich kann nicht … Ihr habt einen Hund, oder? Ich habe noch einen Termin … beim Arzt.«

»Sind Sie krank? Sie sehen nicht krank aus. Kommen Sie. Es gibt etwas zu essen.« Das Kind lachte. »Sie haben doch Hunger, oder?«

Ina seufzte. Sie war diejenige, die sich hier merkwürdig benahm. Das Kind verhielt sich vernünftiger als sie. Ihr fiel ein, dass sie am Nachmittag noch eine Verabredung hatte – mit Friederike, einer Freundin; sie war mit ihr in einem Café im Zentrum der Stadt verabredet. Es gab also etwas, worauf sie sich freuen konnte.

Sie kamen in einen engen Innenhof. Von Feuer konnte eigentlich keine Rede sein. Glut glomm. Ein paar Männer und Frauen saßen um die Stelle herum. Vier junge Männer, zwei junge Frauen. Schwarz gekleidet, schwarz gefärbte Haare, blasse Ge-

sichter. Einige von ihnen trugen schwere Ketten um den Hals, um die Handgelenke. Metall bohrte sich durch ihre Nasen, Lippen und Ohren. Sie aßen Fleisch, das rosig aussah, als wäre es noch nicht ganz gar.

»Das ist meine Lehrerin«, sagte Elsa stolz. »Ich habe sie mitgebracht. Also, ich meine: Sie hat mich mit ihrem Auto nach Hause gebracht.«

Die Männer und Frauen reagierten nicht. Sie musterten die Ankömmlinge mürrisch, gleichgültig; sie warfen die Abfälle ihrer Mahlzeit in die Glut und wischten sich die Münder mit den Ärmeln ab.

»Meine Lehrerin hat Hunger«, erklärte Elsa und gesellte sich zu den Sitzenden. »Ich glaube, sie hätte gern ein Stück totes Tier.«

Raues Gelächter erklang, das abrupt wieder verstummte.

Ina schob tapfer ihr Lächeln auf die Lippen. »Machen Sie sich keine Umstände.«

»Sie kann meine Portion haben«, sagte Elsa. »Gebt ihr meine Portion, ja?«

»Nein, danke!« Sie hörte selbst, dass ihre Stimme zu laut wurde. Als müsste sie sich gegen den Lärm im Klassenraum durchsetzen. Dabei waren diese Leute still, schweigsam, abweisend. Sie weigerten sich, sie wahrzunehmen. »Elsa, komm bitte mal zu mir.«

Das Mädchen folgte unschlüssig; ihre Schultern sackten nach unten, als sei sie wieder in der Schule, als sollte sie noch einmal Aufgaben an der Tafel lösen.

Ina versuchte, den Geruch der versengten Knochen und Hautfetzen zu ignorieren. Wahrscheinlich nur Hähnchen, dachte sie. Sie holte tief Luft. »Also … Wo ist sie?«

»Wer?« Elsa lächelte verständnislos.